Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 7

Artikel: Bubùs Lied
Autor: Taube, Otto v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160715

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BUBÙS LIED

ERZÄHLUNG VON OTTO v. TAUBE

In einer italienischen Stadt, die sich mit ihrem Fortgeschrittensein brüstet, dafür aber am Rande Elendsviertel aufweist, wie man sie dort zu Lande an rückständigeren Orten kaum anträfe, befindet sich ein Platz, der den Namen irgendeiner militärischen Berühmtheit trägt und den ursprünglich ein großes Wasserbecken mit Springbrunnen zieren sollte. Jedoch die Arbeit daran blieb liegen, nachdem der Grund in Gestalt eines Vierecks bereits ausgehoben, betoniert und mit backsteinernen Mauern eingefaßt worden war; Wasser lernte es niemals kennen, es sei denn als darauf niedergehenden Regen, und so diente es zur Ablagerung von Schutt und Müll; abgebröckelte Ziegel von der Wandung lagen dazwischen.

Und es diente noch zu etwas anderem; der von Kehrricht, überwintertem Herbstlaub, weggeworfenen Zeitungen und Lumpen gepolsterte Boden ergab ein weiches Nachtlager für Obdachlose. Die Polizei der Stadt, klug und menschenfreundlich wie in Italien immer, störte die nächtlichen Stammgäste dieser Stätte nicht: klug, denn sie wußte genau, wo die Kerle zu finden, wenn einer von ihnen etwas Einsperrungswürdiges begangen hatte, was zu Wintersbeginn regelmäßig vorkam; menschenfreundlich, weil sie die Leute des selbsterkorenen und gewohnten Ruheplatzes nicht berauben mochte. Ja, sie nahm gar die ihr wohlbekannten alten Kunden in Schutz, wann hergewanderte Fremde sich dort ebenfalls breit machen wollten, und trat, wann es zu Streit kam, mit Entschiedenheit für die wohlerworbenen Rechte der bisherigen Platzinhaber ein. So durften diese sich geradezu als Eigentümer ihrer Schlafstätte betrachten, die ihrer ursprünglichen Bestimmung wegen immer noch allgemein «der Springbrunnen» hieß.

Es waren ihrer fünf, diese Springbrunnenbewohner. Sie lebten vom Bettel, vom Auflesen weggeworfener Lebensmittelreste, von Mundraub, indem sie da und dort von einem Bäckerstand eine Semmel oder von einem Gemüsekrämer einen Bund Zwiebeln mitgehen ließen; sie gaben sich auch im Notfall herbei zu Gelegenheitsarbeiten, Abladen von Kohlen, Beförderung von Briefen zweifelhafter Kavaliere an zweifelhafte Damen, hatten wohl alle mindestens einmal im Leben gesessen, doch bisher nichts Gröbliches verbrochen. Drei von den Fünfen bildeten ein unzertrennliches Kleeblatt; das waren die jüngsten, ganz wohlgeratene Burschen in den Dreißigerjahren, die bei ihrer Leibesbeschaffenheit allerlei hätten leisten können, doch hatten sie keine Lust dazu, weil es sie süßer deuchte, wie die Lilien auf dem Felde zu blühen; sie schwärmten des Morgens zusammen aus, kehrten zusammen zum

Nachtlager zurück, standen einer dem anderen bei, teilten Freud und Leid und waren des Abends gern lustig mit oder ohne die Gesellschaft ihrer häufig vertauschten Mädchen, die zu ihrem Unterhalte beizutragen hatten. Es waren im Grunde gutmütige Burschen, der Gewalttat abgeneigt, was die Polizei zu schätzen wußte. Die Carabinieri plauderten gern mit ihnen und gelangten auf diesem Wege manchmal zur Kenntnis von allerhand Wissenswertem.

Wann die drei von dem abendlichen Vergnügen spät «heimkehrten», schliefen die beiden anderen schon. Das waren alte abgenützte Kerle und ausgesprochene Einzelgänger. Der ganz am Rande des Beckens Gelegene, der seiner Herkunft nach «der Furlaner» genannt wurde, kannte keine andere Lust als Schlafen. Wann die drei in der Frühe auf den Bettel ausgingen, schlief er noch, wann sie abends wiederkehrten, schlief er bereits, eingemummelt in seinen geflickten Mantel und unter dem kahlen Kopfe einen mit Lumpen überpolsterten Backstein. Sein Nebenmann, der nach dem Inneren des Beckens zu lag, war eher ein Frühaufsteher. Zwischen ihm und dem Kleeblatt befand sich ein Zwischenraum, den noch weitere Nachtgäste hätten einnehmen können, wäre es ihnen nur von der Belegschaft gestattet worden; Neulinge abzuweisen, darin waren die fünf Springbrunnenbewohner stets einig. Doch hielt das Kleeblatt sich absichtlich von dem ihm zunächst liegenden Alten fern, weil das kein angenehmer Nachbar war. Der Furlaner zwar schlief so fest, daß er nicht merkte, wie der andere, um es wärmer zu haben, ihn bisweilen umschlang oder sich an ihn schmiegte. Von den dreien aber hätte keiner es ihm gestattet; die Schnapsdüfte, die der Mann ausatmete, waren selbst für diese unverwöhnten Gesellen zu arg.

Den Jahren nach war der Furlaner von allen Springbrunnen- oder Müllgrubenbewohnern der älteste. Der andere aber war wohl auch schon gegen die sechzig, und jedenfalls war er von allen fünfen der wasserscheuste und der struppigste. Seine Wangen starrten bis dicht unterhalb der Augen von graulichen Borsten; sein immer noch schwarzgescheckstes Haar bildete über jedem Ohr ein abstehendes Büschel, was ihm den Spitznamen des Berguhus oder kurzweg «Bubù» eingetragen hatte; zu dieser Benennung paßten vorzüglich die rotunterlaufenen Augen und die große Hakennase. Er pflegte in Wut zu geraten, wann er sich mit dem Spitznamen rufen hörte, war auch sonst in der Regel grimmiger Laune. Doch schien er wiederum dann und wann in Seligkeit zu schwimmen und stieß damit seine Grubengenossen erst recht ab, weil er sich da nicht begnügte, seine Seligkeit selbst zu genießen, sondern sie auch den anderen aufzunötigen versuchte, was zu Zärtlichkeiten führte, die keiner begehrte. Ob seine Laune grimmig oder selig war, hing davon ab, ob er einen freundlichen oder einen bösen Rausch hatte; berauscht aber war er immer.

In der Morgendämmerung, während sein Nachbar und das Kleeblatt

noch schliefen, konnten die ersten Fußgänger, die unterwegs zur Frühmesse oder schon zur Arbeit den Platz überquerten, in der unsauberen Vertiefung zwischen Lumpen einen besonderen Lumpenhaufen sich regen sehen. Der rappelte sich langsam hoch, torkelte, schüttelte sich, griff dann nach dem Beckenrande, zog sich an ihm empor, überquerte bäuchlings mit plumper Bewegung den Rand, richtete sich auf, und nun stand der ziemlich lange alte graue Unhold da, schüttelte sich wieder, spuckte und krächzte und schritt dann zur Tagesarbeit. Der erste Gang führte ihn zum Freunde: nicht allzuweit von der Schlafstätte zu einem Kneipenwirte, dem er zweifelhafte Dienste geleistet hatte und noch leistete und von dem er auf Grund dieser Leistungen immer irgendetwas abbetteln oder auch erpressen konnte. Nachdem er den Wirt mit Rütteln und Poltern an der Kneipentür geweckt und Einlaß in die seit Vorabend unaufgeräumte Gaststube erhalten hatte, kippte er an der Theke einen jener scharfen landesüblichen Tresterschnäpse hinunter; dann hockte er in einen Winkel nieder, trank nach und nach noch zwei bis drei Schnäpse, die er damit bezahlte, daß er den Raum mit einigen Besenhieben ausfegte, die Tische abwischte und die Stühle zurechtstellte, während dessen der Wirt stets in der Nähe der Kasse blieb — überflüssige Vorsicht: seinem einzigen Gönner hätte Bubù niemals das Geringste entwendet, weniger aus Liebe denn aus Einsicht in des Mannes Unentbehrlichkeit. Es war verhältnismäßig hoch am Tage und das Leben der Stadt schon auf der Höhe, als Bubù nun antrat zu seinen «Fechtgängen», wie man in Italien ebenso wie bei uns beschönigend sagt. Zehn weitere Schnäpse der gleichen Art, an feuchtkalten, nebeligen Wintertagen sogar zwanzig, hielten ihn, wie er überzeugt war, aufrecht; er mußte sie, sagte er, zu sich nehmen als Medizin, während er sich zwischendurch auch ein anderes Getränk als Genuß erlaubte; da fröhnte er saugend und zungenschnalzend seiner Leidenschaft für den guten dortigen Landwein — den weißen, roten verachtete er. Sieben Liter im Laufe des Tages auszukosten, war ihm ein Geringes; zu seinem Leidwesen reichten seine Mittel und Beziehungen oft nicht aus, um es zu einem Genuß aus dem Vollen zu bringen, sonst wäre er öfter in Seligkeit geschwommen. Denn der gute Rausch kam vom Wein, der Rausch, der ihn grimmig stimmte, vom Schnapse. Hatte Bubù die höchste Höhe der Seligkeit erreicht, hub er an, in einen seltsam girrenden, von Fisteltönen und Koloraturen, Gegurgel und tiefem Gequak variierten Gesang auszuströmen, aus welchem man den vorvorletzten Jahresschlager erkennen konnte. Den Ehrgeiz, nicht rückständig zu sein und daher den jeweils allerneusten zu singen, kannte er nicht. War er einmal vernarrt in ein Liedchen, sang er es eben so lange — drei bis vier Jahre —, bis es ihm ein anderes antat und er dieses zu seinem Leibliede machte. Sämtliche Lieder aber handelten von Liebe und erhielten, wann er sie sang, allen Gurgel- und Quaklauten

zum Trotz etwas Schmalziges. Er hätte ja noch so gern, wie einst in besseren Jahren, geliebt. Doch flohen mit entrüstetem Gekreisch auch die garstigsten Weiber seine schnapsduftenden und kratzbürstigen Küßversuche. Ungeliebt und minnesingend torkelte er «heim» in seine Grube.

Eines weichen Frühlingsabends wankte Bubù seiner Lagerstatt zu, neben der sein furlaner Nachbar bereits schlief, das Kleeblatt aber, von lenzlichen Gefühlen grünend, noch nicht heimgekehrt war. Der Frühling, unterstützt von dem geliebten Weißwein, davon er an diesem Tage elf Liter in sich aufgenommen hatte, hatte auch ihn ergriffen. Er schwamm in höchster Seligkeit und sang aus vollem Halse, mehr noch als gewöhnlich girrend und kolorierend, sein derzeitiges Leiblied, das «Lied von der weißen Taube». «Willst du nicht wiederkehren, heiliger Vogel», sang er und kam sich vor lauter Zärtlichkeit höchst edel vor; denn, da seine Zärtlichkeit noch gar keinen bestimmten Gegenstand umfassen konnte, umfaßte er auf einmal alle, liebte er auf einmal alle, liebte er sich selbst und befand sich infolge von dem allem in Bereitschaft, seine Liebe namentlich *dem* Lebewesen zuzuwenden, das ihm als erstes in den Weg geriete. Das aber war in diesem Falle sein Nachbar; der selig Dahertaumelnde war so glücklich, daß er gerade jenen beglücken wollte.

Mit einem Satze war er in der Müllgrube; er trat zu dem Schlafenden, stieß ihn mit dem Fuße und hub an, verzückt, ihm vorzusingen: «Willst du nicht wiederkehren, heiliger Vo-o-o-gl--gluck-gluck-o-o gel!»

Der Furlaner brummelte nur, und als Bubù nicht aufhörte, sondern noch eindringlicher — dazwischen aufstoßend — girrte, gurgelte und kolorierte, knurrte jener unwirsch: «Laß mich in Frieden, ich will schlafen.»

«Wie, du willst nicht mein Lied hören! Mein keusches Lied von der weißen Taube! Du willst nicht mein schönes Lied hören», sagte Bubù schmerzlich.

«Nein», weigerte sich der andere.

«Du willst es wirklich nicht! Mein Lied, mein Lieblingslied!» Und mit aller Inbrunst seiner Seligkeit, als wollte er den anderen bekehren, legte er wieder los: «Willst du nicht wiederkehren, heiliger Vo-o-ogel!»

«Jetzt aber hör auf!» rief da der Liegende zornig, richtete sich im Nu halb empor, griff seinen danebenliegenden Stock und schlug dem Sänger an die Beine. Er traf das Schienbein.

Das tat weh, und Bubùs Seligkeit schlug um in Entrüstung. «Barbar! Du willst nicht das Lied von der weißen Taube hören», schrie er auf, beugte sich zum anderen, riß ihn hoch, schüttelte ihn und wollte den so Gezüchtigten auf das Lager zurückwerfen. Doch schleuderte er ihn derart hin, daß er mit dem Schädel gegen die Backsteineinfassung taumelte; es gab einen Knax, und nun lag der Alte da, zappelte noch, schnaufte noch, gab aber keinen deutlichen Laut mehr von sich.

«Sollte ich ihn umgebracht haben?» erschrak Bubù, «das wäre gräßlich. Oder ist er nur betäubt und — lebt? Das wäre noch gräßlicher. Denn, kommt er wieder zu sich, zeigt er mich an, und dann — und dann — ade du freies Leben und du, mein Gesang. Er darf mich nicht anzeigen.»

Er packte den unter dem Haupt des Furlaners befindlichen Backstein, der aus den Lumpen hervorlugte, schlug mit ihm dem Liegenden noch ein paar Mal auf den Schädel, hörte ihn paarmal knacken und sprach zufrieden: «Tot ist tot. Der sagt nichts mehr.»

Dann aber, da ein Toter keine Bedürfnisse haben könne, er selber dagegen jede Lira brauchte, griff er ihm in die Rocktaschen, steckte die paar Kleingeldscheine, die er da fand, in die seinen, fuhr aber plötzlich zusammen: «Am Ende lebt er doch noch?» — «Er darf nicht sprechen, er darf nicht zur Polizei laufen», entschied er. So gab er die weitere Durchsuchung des Furlaners auf, zog sich den einst erbettelten Riemen, mit dem er sich gürtete, vom Leibe, band damit dem Toten die Füße zusammen, warf sich die Jacke ab und stopfte jenem statt eines Knebels einen ihrer Ärmel in den Mund. Über dieser Beschäftigung hatte er ganz die weitere Plünderung des Erschlagenen vergessen, sonst hätte er unter dessen Leibe einen ganzen Schatz von Banknoten erbeuten können. Statt dessen legte er sich, wie gewohnt, neben den anderen hin, schlief bis in die Morgendämmerung und begann seinen üblichen Tageslauf.

Den dreien, die an jenem Abend erst spät nach ihrer Lagerstatt wiederkehrten und die beiden Schlafkumpane, wie sonst, nebeneinander liegen sahen, war nichts Außerordentliches aufgefallen. Sie wurden auch in der Frühe nicht gewahr, daß der langschläferige Grubengenosse tot war, auch nicht am folgenden Abend, an welchem der bezechte Mörder wieder neben dem Ermordeten ruhte. Jedoch am übernächsten Morgen gingen auch ihnen die Augen auf. Bubù war schon aufgebrochen, einer der dreien zufällig dem Toten nähergekommen, hatte mit Grausen den Tatbestand erkannt, die anderen zwei herzugerufen; nun liefen sie allesamt zur Wache, der sie unter Geschrei und Gefuchtel den Befund meldeten und ihren Verdacht gegen den unholden Gefährten aussprachen.

«Nur Ruhe, Ruhe, sag jeder der Reihe nach, was er gesehen hat», beschwichtigte der Wachtmeister die Aufgeregten, «beschuldigt auch nicht einen armen Christenmenschen, bevor seine Tat erwiesen ist».

«Er hat's getan, Bubù hat's getan», bestanden die drei durcheinanderschreiend: «Es ist *sein* Gürtel, mit dem des Furlaners Füße gebunden sind, es ist *seine* Jacke, mit deren Ärmel er ihm den Mund verstopft hat.»

«Ruhe, Ruhe trotzdem», befahl der Wachtmeister: «Und jetzt kommt mit zum Tatort.»

Der Bericht der drei bestätigte sich. Bubù mußte der Täter gewesen sein. Er war zu verhaften.

Es war nicht schwer, ihn zu finden, da die Polizei seinen regelmäßigen Tagesplan genau kannte. Er wurde vor den Toten geführt, leugnete nichts, zeigte aber weder Reue noch Mitleid, sondern wiederholte mit einer Entrüstung, die ehrlich schien und es wohl auch war: «Warum hat das Vieh mein schönes Lied von der weißen Taube nicht hören wollen.»

Auch vor Gericht leugnete er nicht. Der Staatsanwalt ließ die Klage auf Raubmord fallen, nachdem sich's herausgestellt hatte, daß des Toten Banknotenschatz unberührt geblieben war. Die Anklage auf Mord aber konnte der Verteidiger nicht entkräften; die Behandlung, die der Angeklagte nach der eigenen Schilderung dem Schädel seines Kumpanes hatte angedeihen lassen, verbot, die Tat zu verharmlosen. Reue zeigte der Unhold auch vor Gerichte nicht. Er stellte trotz Abmahnungen seines Verteidigers sich hartnäckig als den Beleidigten hin, der vom Gefährten nur gereizt worden wäre, indem dieser das Lied von der weißen Taube nicht habe hören wollen.

«Hoher Gerichtshof», erklärte er, «das ist ein so süßes, so hinreißendes Lied: willst du nicht wiederkehren, heiliger Vogel — ein heiliges Lied. Und dieses Vieh von Furlaner wollte es nicht hören. Wenn Sie wollen, singe ich es Ihnen vor. Sie werden Tränen darüber vergießen.»

Der Gerichtshof verzichtete auf den Genuß, der an der Lage übrigens nichts geändert hätte. Das Urteil wurde gesprochen und verhängte wegen vorsätzlichen Mordes eine langjährige Freiheitsstrafe.

Da brach Bubù in haltloses Weinen aus.

Der Gerichtsdiener, der ihn aus dem Saale zu führen hatte, ein wackerer Mann, der durch das viele Leid, das er hatte mitansehen müssen, nicht verhärtet, sondern zu einer ernsten Frömmigkeit geleitet worden war, sagte unterwegs dem Heulenden:

«Nun bereust du wohl endlich.»

«Nicht die Spur», schluchzte der Sträfling: «Ich weine nur, weil ich fortan vielleicht bis zu meinem Tode meine Schnäpse und meinen Weißwein werde entbehren müssen und nur Wasser bekommen. Wasser aber habe ich seit dreißig Jahren nicht mehr in den Mund genommen.»

Der Gerichtsdiener verstummte.